

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung	13
Vorwort aus Sicht der Enkel	15
Vorwort von Corinna Hagenfeldt	17

## Teil 01 – Lebensabschnitte

Ein spiritueller Weg	21
Verluste	23
Wozu einen Lebensweg schreiben?	27
Musik	29
Sprache und Schrift	36
Freiburg 1949 bis 1959	44
Tübingen 1959 bis 1970	50
Uhlandgymnasium Tübingen, 1960 bis 1968	58
Der Blick auf einige Lehrer darf nicht fehlen	64
Aktivitäten zu Tübinger Zeiten, 1968 bis 1970	66
Studium in Tübingen, 1968 bis 1970	67
Reisen 1961 bis 1970	69
Radtour durch das Allgäu 1964	71
Englandaufenthalte 1966 und 1967	72
Radtour durch Deutschland und Österreich 1968	73
Radtour durch England 1969	74
Erste Berufserfahrungen: IBM, Chirurgie, Psychiatrie	76
Medizinstudium in Saarbrücken u. Homburg, 1970-73	79
Reisen 1970 bis 1973	81
Meine zweite Türkeireise 1971	83
Erste Reise nach Spanien und Marokko 1972	83
Erste Reise nach Indien, Nepal und Burma 1973	85
Medizinstudium in Wien, 1973 / 1974	90
Medizinstudium in Lübeck, 1974 bis 1976	93
Zwischen Studium und Berufsleben	96

Erste Schritte im Berufsleben:	98
Medizinalassistent und Assistenzarzt, 1977 bis 1979	
Föhrenkampklinik, Mölln, 1977	98
Kreiskrankenhaus Lüchow – Dannenberg, 1977	101
Bernhard – Nocht – Tropeninstitut, Hamburg, 1977 / 78	102
St. Rochus Hospital, Castrop-Rauxel, 1978	107
Marienhospital, Papenburg, 1978 / 1979	110
Indien und Nepal, 1978	115
Die Philippinen und Hongkong, 1979	121
Thailand 1979	126
Ladakh 1979	130
Deutscher Entwicklungsdienst, 1980 bis 1982	135
Tansania, Nzega, 1980 bis 1981	136
Tansania, Ndanda, 1981 bis 1982	150
Ägypten 1982	156
Dinslaken, 1982 bis 1985	159
Bosau, 1985	168
St. Andreasberg, 1985 bis 1987	171
Energetische Betrachtungen	174
Rheumaklinik, Bad Bramstedt, 1987 bis 1990	175
Chefarzt an der Kurklinik Benediktusquelle, 1990 bis 1997	183
Schwerhörigkeit	213
Oberarzt an der Klinik Sonnenblick in Marburg, 1997 / 1998	214
Chefarzt in der Kinzigtalklinik in Bad Soden – Salmünster	220
Vortragstätigkeit	221
Mein Autorendasein	223
Start in ein neues Leben in Lübeck	224
Die große Wanderschaft	225
Persönliche Erlebnisse	229
Das Elternhaus	233
Die Familie	243
Unser Schlittenhund Emo	249
Welche Einflüsse gab es in meinem Leben?	251
Was ist mir wichtig im Leben? Wer hat mich beeinflusst?	
Stellenwert des buddhistischen Studiums in Hamburg	

## **Teil 02 – Abhandlungen über Themen, die mich berühren**

---

Abhandlung über den Geist der Musik	255
Zurück zu Bach	257
Die Struktur	259
Gedanken über die chromatische Fantasie und Fuge	262
Die Zwölftonmusik bei Bach	263

## **Teil 03 – Lebensziele**

---

Punkt eins – neue Erfindungen in der Medizin	274
Punkt zwei – Tibet besuchen	275
Punkt drei – Homer auf griechisch lesen können	276
Punkt vier – die innere Einkehr	277
Punkt fünf – Sportliche Tätigkeiten	277
Punkt sechs – Kunstexperte werden	278
Punkt sieben – Lesen	280
Punkt acht – Zeit für Freunde und Philosophie	281
Punkt neun – Fotografie	282
Punkt zehn – Tiere	284
Punkt elf – Sprachen erlernen	285
Punkt zwölf – Reisen	292
Punkt dreizehn – Reiseberichte kultivieren, Gedichte schreiben	312
Punkt vierzehn – Bildung weiter geben	317
Punkt fünfzehn – Licht werden – Segen für die Welt	318
Punkt sechzehn – Genügsamkeit	318

## **Teil 04 – 1998 bis 2024**

---

Einleitung	321
Der Beginn der schriftlichen Überlieferung in Europa – Griechenland	322

Fortsetzung: Herodot	323
Die Bedeutung des Griechischen für mich selbst	324
Das Russische	325
Noch einmal zurück zu Homer	325
Ein bisschen Chronologie	326
Weitere Unterrichtsfächer	328

## **Entdeckungen und Entwicklungen**

Der Schritt von der Substanz zur Energie	329
Therapieresistenz	330
Narbenunterspritzung homöopathisch statt neuraltherapeutisch	331
Der Stirnstrich	331
Therapiehindernisse entfernen	332
Was tun, damit ein Simile sofort seine segensreiche Wirkung entfalten kann?	332
Sekundenphänomen nach Zeeden	333
Die akustische Inhalation	333
Die Entwicklung der Kurse	334
Danksagung	335
Literatur	337
Bücher	339
Lebenslauf	340
Ein Blick auf mein künstlerisches Schaffen	342
Bäume (Zeichnungen)	344
Liebe zur Schönheit	362
Der Geist des Baumes	363
Baum Faszination	364
Noten / Kompositionen	365

## Freiburg 1949 bis 1959

---

Meine frühesten Erinnerungen reichen in das dritte und vierte Lebensjahr zurück, in eine Zeit, in der meine Eltern mit meiner zwei Jahre jüngeren Schwester Irmgard und mir in einer Mietwohnung in der ersten Etage eines Hauses in der Kartäuserstr. 30 in Freiburg im Breisgau wohnten. Hier lernte ich bei unserer Haushaltspraktikantin die Wochen- und Monatsnamen bei den abendlichen Waschungen kennen.

Die Mutter von unserer Anna, die badisch Annele genannt wurde, versprach mir eine Tafel Schokolade, wenn ich nach einer Woche noch die kräftig orange blühende Kapuzinerkresse benennen könnte. Nach mehreren Anläufen gelang dieses auch. Regelmäßig kam eine Krankengymnastin ins Haus, die meinen Vater wegen eines Kriegsleidens behandelte. Bei den Übungen durfte ich mitmachen und erlernte so den Storchenschritt. Eine großkalibrige Eisenbahn wurde zur Weihnachtszeit aufgebaut, und in diesem Zusammenhang erfuhr ich erstmals von der Existenz des Kurwesens in Form einer Kurgasteisenbahn, die sich durch abwechslungsweise gerade und gebogene Schienen auszeichnete.

Zahlreiche Bücher in den Regalen meines Vaters faszinierten mich, dort gab es noch schweinsledergebundene Exemplare und später schlug ich in dicken Bänden nach, welche Zahl auf die Zahl 999 folgte.

An Sonntagen lockte uns der Geruch von verbranntem Toast eine Etage höher, wo die Schwester meines Vaters, Tante Irmel, im Jahre 1954 mit dem gutachterlich tätigen Arzt Dr. Kurt Kaiser frisch vermählt, in einer kleinen Wohnung lebte und uns zum sonntäglichen Frühstück empfing.

Fast jeden Abend bekamen wir Besuch von einer Nenn tante, Tante Gustel Schlenker, die mein Vater im Luftschuttkeller kennen gelernt hatte. Ihren Namen leitete ich davon ab, dass sie abends mit ihrem Essenstöpfchen schlenkernd zu uns kam. Zu dieser Tante entwickelte ich ein sehr herzliches Verhältnis, von ihr fühlte ich mich so angenommen, wie ich war. Gleichzeitig genoss ich das Gefühl, von ihr mehr als meine Geschwister beachtet zu werden.

Zwischen dem 4. und 5. Lebensjahr durfte ich auch ohne Begleitung an Sonntagen zu dieser Tante gehen, die etwa 200 Meter weiter in der gleichen Kartäuserstr. Nr. 44 wohnte. Der Straßenverkehr war 1954 noch gering, ein benachbarter Milchladen wurde noch mit dem Pferdewagen beliefert. Die Überquerung einer Straße bot somit keine Schwierigkeit oder Gefahr für mich.

Aus diesen Gefilden der Geborgenheit wurde ich eines Tages jäh herausgerissen, als fremde Männer kamen, die unsere Wohnung ausräumten und all unsere Möbel in einen großen Wagen stapelten. Angstvoll fragte ich meinen Vater, warum er denn nichts gegen diese Diebe und Räuber unternehmen würde? Er aber lachte nur und meinte, es wäre alles in Ordnung. Da meine Eltern versäumt hatten, mir mitzuteilen, dass wir in eine andere Wohnung umziehen, steigerte die Gelassenheit meines Vaters nur noch mein Entsetzen.

In meinem fünften Lebensjahr waren wir also in die Zasiusstr. 122 gezogen. An einem Herbsttag lockten mich die Walnüsse einer Auslage des an der nächsten Straßenecke befindlichen Krämerladens Gehrig, sodass ich fünf Nüsse mitgehen ließ. Meine Mutter war über diesen Diebstahl entsetzt und ging mit mir zu dem Laden zurück. Dort ließ sie mich stotternd eine Entschuldigung vortragen, die mit freundlichem Lächeln des Herrn Gehrig entgegengenommen wurde.

Daraufhin bekam ich sogar einige Nüsse geschenkt und ich fühlte mich sehr erleichtert.

Als ich in der Nähe der Straßenecke Zasiusstr. / Bürgerwehrstr. spielte, wurde ich unfreiwillig Zeuge eines schweren Unfalls, bei dem einem Kind durch einen Lastwagen beide Beine abgetrennt wurden. Ein weiterer Unfall ereignete sich kurze Zeit später an der gleichen Straßenkreuzung. Einem Mopedfahrer wurde ein Stein mitten auf die Stirne geschleudert, sodass er ein blutiges Kainsmal davontrug. Für einige Tage stand ich wie unter Schock.

An diese schrecklichen Ereignisse wurde ich erst wieder erinnert, als sich eine Psychotherapeutin bei mir nach frühkindlichen Traumata erkundigte.

Mit dem sechsten Lebensjahr begann meine Schulzeit, die ich keineswegs genoss. Am ersten Schultag nach der Einschulung – Ostern 1956 in Freiburg – führte mich der Weg in die 10 Minuten entfernte Emil Thoma Schule. Da meine Eltern es versäumten, mich zu begleiten, kehrte ich vor der ersten Unterrichtsstunde wieder um und erschien wieder zuhause. Beim zweiten Anlauf ging es dann besser, und ich lernte beim Keller – Schmitt anhand einer nett dargestellten Erzählung von „Hänschen klein“ die ersten Buchstaben, die wir mit Griffeln auf Schiefertafeln kritzelten. Am meisten störte mich bei den Schreibutensilien der Geruch der Tafel. Die geschriebene Schrift ließ sich nie ganz geruchsfrei entfernen und Läppchen, Schwämmchen und Tafel strömten immer einen unangenehmen Geruch aus, der für mich der Inbegriff von Schulgeruch wurde.

Natürlich hatten die Bänke damals noch Einlassungen für Tintenfässer, die bei uns jedoch nicht mehr benutzt wurden, da es bereits Füllfederhalter gab.

Mit einem Klassenkameraden, Dietmar Schlemmer, spielte ich nachmittags Pfeil und Bogen, was mir meine Eltern wegen zu großer Gefährlichkeit verboten. Ein anderer Klassenkamerad verwickelte mich in eine Wette um einen Pfennig. Ich verlor die Wette und gab den Pfennig willig ab. Mein Interesse an Wetten war damit für alle Zeiten gestorben, falls es überhaupt erwacht war. Einen anderen Mitschüler, Thomas Schmidtle, bewunderte ich sehr, da er des Lesens bereits kundig war, während ich noch mühsam die Buchstaben aneinander reihen musste.

Ein anderer Klassenkamerad berichtete mir mit wässrigen Augen, sie seien „arme Leit“. Was sich hinter dem Begriff Armut verbarg, konnte ich allenfalls ahnen, da ich bis dahin nie arme Leute besucht hatte. Dieser Klassenkamerad wohnte in einer Art Sozialwohnung im „Knopfhäusle“ am Messplatz. Den Klassenkameraden Reinhard Lehmann habe ich dann im November 1980 in Dodoma bei einer Vollversammlung der Entwicklungshelfer in Tansania wiedergetroffen. Da ich mich zwar an seinen Namen erinnerte, er sich aber nicht mehr an meinen, kamen wir über den gemeinsamen Klassenkameraden aus dem Knopfhäusle zu dem zwingenden Schluss, dass wir in der ersten Grundschulklasse zusammen gewesen sein mussten.

Unsere erste Klassenlehrerin war Frau Nordkämper. Sie malte ausgezeichnet und lud unsere ganze Familie zu sich nach Littenweiler ein, wo sie ein sehr schönes Porträt von meiner Schwester Irmgard anfertigte. Diese Frau hatte viel Verständnis für mich und duldete auch, dass ich einige Zeit eine Schirmmütze in der Klasse trug. Die sehr viel jüngere Frau Gajek, die mich in der zweiten und dritten Klasse unterrichtete, ärgerte mich häufig aus Jux, was mir aber sehr nahe ging. Wenn ich an meinen rauen Unterarmen kratzte und sich dabei kleine Berge von Schuppen auf der Schulbank anhäuften, fragte sie mich, ob ich eine Salzfabrik sei.

Gelegentlich nannte sie mich auch bei selbst erfundenen Spitznamen, die mich verletzten, die aber von Klassenkameraden nicht übernommen wurden.

Unser Klassenkamerad Thomas war eine bedauernswerte Kreatur. Er redete unaufhörlich und bekam deshalb einen Schnuller in den Mund gesteckt, um seinen Redestrom zu bremsen. Bei Unartigkeiten wurde man in die Ecke gestellt, mit dem Rücken zur Klasse. Aus dieser Zeit stammt der Spruch, den ich später in Tübingen kennen lernte: „Lieber Gott im Himmele, mach doch, dass es bimmele“. Gemeint war die Bitte, dass die peinliche Zeit schneller vorbei gehen möge.

In der zweiten Klasse freundete ich mich mit Hubertus von Römer an, den ich auch als einzigen Klassenkameraden öfters besuchte. Da wir uns viel zu erzählen hatten, gestalteten wir unseren Rückweg von der Schule frei aus und schlenderten dreißig zusätzliche Minuten am Deichele Weiher entlang. Entweder Frau von Römer oder meiner Mutter muss eines Tages aufgefallen sein, dass wir immer zu spät nachhause kamen. Die Mütter fragten bei der Lehrerin nach, wo wir steckten. Da sie es nicht wusste, beauftragte sie eine Gruppe von Mitschülern, uns zu folgen. Dabei kam unser Umweg heraus und seither mussten wir immer den kürzesten Weg nachhause nehmen, was unsere Kontaktzeit sehr verkürzte.

Zu allem Überfluss zog Hubertus bald nach Bonn, sodass unsere herzliche Freundschaft nur von kurzer Dauer war.

Im September 1958 bekam ich von meiner Tante Gustel das erste Micky Maus Heft geschenkt. Eine neue Ära war angebrochen. Endlich fand ich eine spannende heile Welt vor, in der es berechenbare Charaktere gab. Um mir weitere Hefte selbst kaufen zu können, verdiente ich mir mein erstes Geld durch das Aufsammeln von Walnüssen in unserem Garten. 75 Nüsse – 75 Pfennige.

Ich bot die Nüsse Passanten auf der Zasiusstraße an. Die Frau, die mir die Nüsse abkaufte, strahlte.

Später gab es zahlreiche Tätigkeiten zuhause, mit denen ich mir Geld verdienen konnte, sodass ein weiterer Bezug der Hefte ab 1962 kein Problem mehr darstellte. Bis dahin bekam ich die Hefte von Tante Gustel entweder gekauft oder später nach Tübingen geschickt. Meine Briefmarkensammlung wuchs auf diese Weise erfreulich schnell.

Ostern 1958 machten wir zwei Wochen Urlaub in Todtnauberg, einem kleinen Ort im Schwarzwald, nicht weit von Freiburg entfernt. Onkel Kurt fuhr uns mit seinem Opel dorthin, da wir keinen Wagen besaßen. Dort versuchten meine Schwester Irmgard und ich eine Katze zu dressieren, um mit ihr später Kunststücke gegen Geld vorzuführen. Es klappte natürlich nicht. Eine weitere Möglichkeit, ohne Arbeit an Geld zu kommen, bestand darin, in einem gegenüber liegenden Restaurant Münzen in einen Spielautomaten einzuwerfen. Sehr bald kam ich durch Beobachtung zu der Überzeugung, dass das Geld viel öfter verschwand, als dass es sich vermehrte. Es gab nur ein einziges Mal einen Gewinn, den Wolfgang und ich uns teilten. Die Skepsis gegenüber Spielautomaten war groß, das Verlangen zu spielen gering und die Angst vor dem Verlust erheblich. Dies ist bisher immer so geblieben, auch mehrere Besuche des Spielkasinos in Aachen 1988 haben daran nichts geändert.

An einem sonnigen Nachmittag umkreiste ich verschiedene in Liegestühlen ruhende Feriengäste. Ein Fläschchen mit Medikamententropfen faszinierte mich. Ich nahm es heimlich weg und stellte es in den munter dahin schießenden Bach, ein kleines Rinnsal, das an Wegkreuzungen durch eine Betonröhre floss.

In so einer Röhre also stellte ich das Fläschchen, vielleicht, um es später abzuholen und meiner Spielsammlung einzuverleiben. Schließlich vergaß ich den Vorgang. Erst als meine Eltern mich an diesem Abend eindringlich befragten, ob ich vielleicht eine Fläschchen entwendet hätte, kam mir langsam die Erinnerung und ich holte das wichtige Medikament wieder aus der Röhre, wo es – *mirabile dictu* – noch stand. In Todtnauberg lernte ich auch den ersten Taschenspieler kennen. Er zauberte kleine Geldstücke in meine Tasche, ohne dass ich den Mechanismus auch nur annähernd erraten konnte. Zu Weihnachten 1956 waren meine Mutter und ich in Zähringen zu meiner Flötenlehrerin Frau Walderich eingeladen, um dort an einer kleinen musikalischen Feier teilzunehmen. Alle anderen Schüler flöteten frei vor. Ich jedoch genierte mich vor dem Publikum und konnte mein Stück nur vortragen, wenn ich unter dem Tisch versteckt saß. So konnte ich also auch meinen Beitrag leisten, der mit viel Applaus belohnt wurde.

## **Tübingen 1959 – 1970**

---

Seit 1957 hielt mein Vater Vorlesungen in Tübingen für Neuere Geschichte – die Entstehung der Konfessionen war sein Spezialgebiet – und bekam dort einen Lehrstuhl angeboten. Damit begann für ihn die Laufbahn als ordentlicher Professor mit Lehr- und Forschungsauftrag. Aus diesem Grunde ergab sich irgendwann die Notwendigkeit des Ortswechsels.

Nach unserem Umzug nach Tübingen im Januar 1959 wurde ich zunächst wegen Unverträglichkeit mit meinen Geschwistern Irmgard, Wolfgang und Gerhard – Theresia war noch im Bauch der Mutter versteckt – bei dem Ehepaar Prof. Vogt im Rotbad 5 für wenige Wochen untergebracht, bis unsere Wohnung in der Wilhelmstr. 16 beim Uhren – Haberstroh hergerichtet war.

## **Energetische Betrachtungen**

---

1986 hatte ich endlich genug Zeit, um ein 750 Seiten umfassendes Lehrbuch der Homöopathie durchzuarbeiten und Kurse zu besuchen. Die lateinischen Tier- und Pflanzennamen schrieb ich wie in einem Vokabelheft auf und lernte sie auch so.

Da es im Eichelberger vorwiegend Fallbeschreibungen gab, deren Lösung man auch selbst vornehmen konnte, da das heilende Mittel immer erst im letzten Absatz genannt wurde, konnte ich einen Teil der Homöopathie fast wie damals bei der IBM mit der Programmieren Unterweisung autodidaktisch lernen. Dabei lernte ich auch das Symptomenverzeichnis, das Repertorium, also den KENT, die „Bibel“ der Homöopathen kennen.

Endlich begann ich auch, Einzelmittel in der Klinik einzusetzen und praktische Erfahrungen zu sammeln. Natürlich lernte ich auch die Komplexmittel kennen, deren Anwendung sich nicht nach der Summe der Symptome, sondern nach der Diagnose richtet. Da diese Art der Anwendung nicht den Vorschriften des Begründers der Homöopathie, Samuel Hahnemann, entspricht, wird die Komplexmitteltherapie von den „Einzelmittelhomöopathen“ strikt abgelehnt. Außer dem Streit um die Therapieform gibt es noch andere Zankäpfel: Die niedrigen und die hohen Potenzen.

Wenn man in Zehnerschritten einen Ausgangsstoff oder eine Urtinktur verdünnt und verschüttelt, hat man nach 23 Schritten eine D 23 erreicht. Nach der Lohschmidt'schen Zahl befindet sich dann nur noch ein einziges Molekül in der Lösung, es ist also die letzte materielle Potenz.

Alles was darüber liegt, also die D 30, D 200 und D 1000 sind immaterielle Potenzen, die keine stofflichen Aspekte mehr haben.

Sporadisch hatte ich die Möglichkeit, mit einem sensitiven Menschen Erfahrungen mit dem elektromagnetischen Feld des Menschen, der menschlichen Aura zu sammeln. Dabei wurde die Aura der Testperson zunächst betrachtet und beschrieben, danach wurde ein homöopathisches Mittel in die Hand genommen und die Veränderungen gespürt, gesehen und wieder beschrieben. Nach Weglegen des Mittels gab es dann oft eine entsprechend rückläufige Tendenz, während bei Einnahme des Mittels die begonnenen Veränderungen verstärkt wurden. So ergaben sich durch die Auflage von homöopathischen Mitteln Änderungen der Aura in Farben, der Ausdehnung und der Leuchtkraft.

## **Rheumaklinik, Bad Bramstedt, 1987 bis 1990**

---

Am 09. Februar 1987 bekamen wir von Dr. Josenhans die Nachricht, in der Rheumaklinik werde eine Stelle frei. Kurz entschlossen kündigten wir und zogen zum 01. Mai in eine doppelstöckige Wohnung in Wrist ein, Am Sportplatz 2, die uns Herr und Frau Jagodzic aus Bad Bramstedt vermieteten. Wrist lag mit 15 Kilometern Entfernung von Bad Bramstedt in gut erreichbarer Nähe.

Schleswig - Holstein kannten wir schon von unsrem Studium in Lübeck her sowie von der Praxisassistentenzeit in Bosau, es war uns daher landschaftlich und von der Mentalität her gut vertraut.

Dr. Gerhard Josenhans hatte dafür gesorgt, dass internistische und orthopädische rheumatologische Rehabilitation, akute Rheumatologie und Rheuma - Chirurgie unter ein Dach kamen, gemeinsame Besprechungen stattfanden und konsiliarisch miteinander kooperiert wurde. Schließlich gab es noch eine große Röntgenabteilung mit Chefarzt Dr. Haas, Oberarzt Dr. von der Groeben und wechselnden Assistenten, einen Neurologen, einen praktizierenden Badearzt, der seine Praxis in dem Gebäude der Klinik hatte und eine außerordentlich große Therapieabteilung, in der 120 Personen beschäftigt waren und die in einem weitläufigen Therapiering untergebracht war. Hier befand sich auch ein Tretmoorbad, in dem mehrere Patienten gleichzeitig umherwandern konnten. Das Moor wurde wenige km entfernt gestochen und in der Nähe auch in einem zehnjährigen Prozess wieder aufbereitet. Insgesamt arbeiteten in dem 800 - Betten - Haus etwa 45 Ärzte, sodass es eine Weile dauerte, bis ich alle Ansprechpartner kennenlernen konnte.

Im großen klinischen Labor wirkte Herr Dr. von der Heide mit großer Kompetenz, in der „Klinik“, wie unser alter Backsteinbau genannt wurde - im Gegensatz zu den internistischen und orthopädischen Rehabilitationsabteilungen - herrschte Dr. Josenhans als weiser, hinterfragender und kompetenter Chefarzt, der auch neuen Therapiewegen offen gegenüberstand.

Am 01. April 1987 also konnte ich auf Station Ost 2 mein Dienstzimmer beziehen, das leer wie nach einem Umzug aussah: Kein Formular, keine Telefonliste, nichts. Tabula rasa. Hätte mir nicht die hilfsbereite und außerordentlich gut belebte Stationsschwester Maria Katryniok zur Seite gestanden, ich hätte den Tag kaum lebend überstanden.

Sie wies mich in alle Gepflogenheiten der Rheumatologie ein, sodass ich nach etwa einem halben Jahr mit allen Besonderheiten gut vertraut war. Eine nicht zu unterschätzende Hilfestellung erfuhr ich auch durch den Oberarzt Dr. Harald Markus, der durch den Weggang von Dr. Engel nachrückte und letztlich mir den Platz auf der Station frei machte. Mit ihm blieb ich bis zum heutigen Tage freundschaftlich verbunden. Auch er machte einen Absturz als Klinikchef mit und arbeitet jetzt in freier Praxis im Fegefeuer der Stadt Lübeck. Nicht, dass Lübeck ein besonders reinigendes Pflaster wäre, aber eine Gasse, die den Domkirchhof mit der Mühlenstraße verbindet, trägt den Namen Fegefeuer.

Zunächst alleine, später mit dem Arzt im Praktikum Volker Willmann zusammen betreute ich 24 Patienten, wobei viele von ihnen akute Gelenkschwellungen hatten, die den verschiedenen entzündlichen rheumatologischen Krankheitsbildern zuzuordnen waren. Dabei sah ich auch Tuberkulose der Handgelenke ohne Primärherd in Darm oder Lunge. Einmal lösten wir versehentlich eine Addison - Krise aus, als wir einer Patientin das Cortison von 12 auf 8 mg täglich reduzierten. Sie verfiel von Tag zu Tag, konnte sich kaum noch bewegen, das Sprechen fiel ihr schwer, und wir rechneten schon mit dem Schlimmsten. Dr. Josenhans empfahl, eine Infusion mit 250 mg Cortison anzuhängen, worauf die Patientin wieder zum Leben erwachte. Eine eindrucksvolle Erfahrung. Wir sahen schwere Osteoporosefälle, teilweise mit einem einzigen zusammengeschmolzenen Wirbelkörper, wobei alle anderen Wirbelkörper noch völlig intakt waren.

Hier lernte ich Herrn Hans Jürgen Mönkemeier kennen, der nach zwei Pockenimpfungen im 2. und 12. Lebensjahr eine Mischung aus chronischer Polyarthritits und Morbus Bechterew bekam, sodass er bei seinem 38. Reha - Aufenthalt im Rollstuhl ankam. Durch eine Injektion links paravertebral konnten chronische Schmerzen behoben werden, durch die Akupunktmassage konnte er teilweise wieder gehen, sogar Treppen steigen.

Ein Patient wurde mit der Diagnose E.D. eingewiesen. In Unkenntnis der Bedeutung dieser Abkürzung hielt ich seine Wirbelsäulenschmerzen für die relevante Diagnose. E.D. war mir für „Erst-Diagnose“ oder allenfalls für „Einzeldosis“ bekannt, nicht aber für Enzephalitis disseminata oder Multiple Sklerose. Dies erfuhr ich dann von Dr. Josenhans, der mich freundlich kritisierte.

Nach und nach konnte ich auch homöopathisch zusätzlich behandeln, wobei ich zunächst auf die Ameisensäure hoffte - leider enttäuschte dann die Therapie mit Acidum formicicum D 200 doch, sodass ich dieses Mittel als bewährte Indikation wieder verließ. Dem Rheuma war so leicht nicht beizukommen.

Als Neuling in der Rheumatologie setzte ich am ersten Tag bei einer Patientin das Basistherapeutikum Azulfidine ab, weil sie keine Darmbeschwerden hatte. Ich kannte dieses Mittel nur für chronisch entzündliche Darmerkrankungen, nicht aber als long acting drug in der Rheumatologie. Dieser Fehler wurde dann bei meiner ersten Visite korrigiert.

Die Fallaufnahmen dauerten unendlich lange, da ich mich nach allen bisher eingenommenen Basis-Mitteln erkundigen musste, einschließlich der Anwendungszeit, Wirkung und Nebenwirkung. Oft wussten die Patienten den Präparatenamen nicht und hatten die zeitliche Orientierung verloren. Rheumapässe gab es damals noch kaum. Oft kam ich erst spät abends nachhause und zweifelte daran, ob ich den unübersichtlichen Wust von entzündlichen Reaktionen jemals übersehen würde.

Wann war eine Knochenszintigrafie indiziert? Wann eine Kapillaroskopie, die Frau Dr. Eva Keller als Spezialität machte, wann sollte ein ACTH - Test gemacht werden, um nachzuprüfen, ob die Nebenniere durch Cortison nicht schon ihre Funktion eingebüßt hatte, wann war eine Rectumbiopsie indiziert, falls eine Amyloidose als Differentialdiagnose in Frage kam, warum kamen Patienten mit Ganzkörperschmerzen, ohne dass laborchemisch oder radiologisch ein Befund erhoben werden konnte? Immer musste eine Krebserkrankung ausgeschlossen werden, wenn Patientinnen mit hoher Entzündungsaktivität bei Polymyalgia rheumatica zur Aufnahme kamen. Wie war es möglich, dass ein Patient, dessen Hüftgelenkspalt im Röntgenbild völlig verschwunden war, noch beschwerdefrei gehen konnte und die Bewegungen im Hüftgelenk überhaupt nicht eingeschränkt waren, nicht einmal schmerzten? Wie sollte man den unzufriedenen, egozentrischen, nörgelnden Fibromyalgie - Patienten helfen, die weder von Kälte noch Wärme, weder von Ruhe noch von Bewegung profitierten?

Wie konnte ein Patient mit eingesteifter Wirbelsäule sein Leben meistern, ohne seinen grundlosen Optimismus zu verlieren oder wie konnte man einer Polyarthritits - Patientin helfen, deren Mann vor Jahresfrist gestorben war und deren Fingergelenke so schnell zerstört wurden, dass man mit Operationen kaum nachkam? Wie sollte man sich bei Patienten verhalten, bei denen die Gelenkschmerzen trotz aller Medikamente nicht weggingen, die wegen ihrer Behinderungen, Schmerzen und Fingerdeformierungen verzweifelten und in eine selbstzerstörerische Depression verfielen? Und was konnte ich anderes als tiefen Kummer empfinden, wenn ich vertretungsweise auf der Kinderstation Visite machte und lauter kleine schmerzhaft Gelenke untersuchte und Hoffnung ausstrahlen sollte, obgleich mir keine Lösung für das Problem einfel? Wie sollte ich mit dem Widerspruch umgehen, einer jungen Frau Methotrexat zu verschreiben und ihr ans Herz zu legen, wegen der zytotoxischen Nebenwirkungen nicht schwanger zu werden, obwohl gerade Schwangerschaften oft eine neunmonatige Schmerzpause bei Rheumatismus bedeuteten?

Was wollte ich denjenigen Patienten sagen, die alle Basismittel schon ein- oder mehrfach erfolglos durchprobiert hatten, was denjenigen, die durch Cortisoneinnahme eine schwere Osteoporose mit Wirbelkörperkompressionsfrakturen oder mit Knochenschmerzen bekommen hatten und nun zehn oder fünfzehn Zentimeter kleiner geworden waren?

Bei genauer Betrachtung gab es bei vielen Erkrankungen die Möglichkeit einer sauberen Diagnosestellung, weil es viele Laborparameter und eine gute röntgenologische Aussage gab. Hinsichtlich der Erklärung zur Entstehung und der Therapie rheumatischer Erkrankungen gab es jedoch jede Menge Defizite.

Vermutlich zu Recht wurde angenommen, dass es eine genetische Veranlagung zur chronischen Polyarthritits (c.P.) und zum Morbus Bechterew (Spondylitis ankylosans, SpA) gab und dass unbekannte innere und äußere Faktoren diese Erkrankungen auslösen können.

Unsere Psychologen übten mit vielen Patienten erfolgreich Schmerzbewältigung, die Moorbewegungsbäder linderten die Schmerzen, die Akupunktmassage brachte unerwartet gute Ergebnisse, die Krankengymnastinnen mobilisierten die Gelenke wie Weltmeisterinnen und halfen damit, die Beweglichkeit zu erhalten. Die Schwestern gaben guten Zuspruch, verbanden offene Stellen, pflegten den Dekubitus, die Küche sorgte für vegetarische Kost und die Ärzte gaben Injektionen in die Gelenke.

Wenn alles nichts half, machten unsere Rheuma - Orthopäden unter Prof. Karl Tillmann, so auch unser tüchtiger Konsiliarium und Chefarzt der orthopädischen Abteilung Dr. Klaus Drüner Operationen mit Gelenkersatz oder Synovektomien, schnitten wucherndes Gelenkkapselgewebe weg, versteiften schmerzhaft Wackelgelenke oder setzten Prothesen in Finger-, Schulter-, Hüft- und Kniegelenke ein.

Obwohl die Summe aller gemeinsamen Anstrengungen sinnvoll und auch sehr erfolgreich war, blieb doch noch genügend Seelenschmerz, Frustration, Ärger und unbewältigte Depression bei Arzt, Schwester, Therapeut und Patient übrig, um auch mit guten Ergebnissen nie ganz zufrieden zu sein.